Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. **№ 45.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 4. September 1843.

Die gerechte Revanche.

(Beschluß.)

Die Tochter warf sich der Mutter in die Arme, denn sie hatte gehört, der Lieutenant mißhandle sie, der Sohn aber trat dem tobenden Gaste entgegen und forderte im gebieterischen Tone Genugthuung.

„Die soll Ihnen werden, mein Herr, und zwar auf der Stelle,“ sagte der Lieutenant von R., indem er ihm stolz entgegentrat und dunkle Zornesröthe über sein Gesicht flammte, „die soll Ihnen werden, nur bitte ich dazu noch mehrere Ihrer Hausgenossen zu versammeln, denn eine Genugthuung der Art kann nicht zu viele Zeugen haben.“

Ganz verwundert über diese Antwort, deren Sinn er nicht zu fassen vermochte, blickte der Franzose ihn an, dann aber winkte er wie unwillkürlich gehorchend dem Kammerdiener, und bald war der ganze Speisesaal mit den Hausgenossen gefüllt, unter denen nur der Herr des Hauses fehlte, welcher zufällig ausgegangen war.

Unentschlossen, was sie thun sollte, wollte die Dame vom Hause in Begleitung ihrer Tochter das Zimmer verlassen, aber der Lieutenant von R. trat mit dem feinsten Anstand und nicht die geringste Spur eines Rausches mehr verrathend an sie heran, bot ihr die Hand, und führte sie und ihre Tochter zum Divan, indem er sagte: „Ihre Gegenwart, gnädige Frau, ist bei der Genugthuung, die Ihr Herr Sohn verlangt, unerläßlich. Denn ich wünsche nichts aufrichtiger, als mein Benehmen in Ihren Augen gerechtfertigt zu sehen.“ Die Dame glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, und auf die verheißene Erklärung auf's Höchste gespannt, nahm sie schweigend auf dem Divan Platz, während der Lieutenant R. einen Stuhl nahm und der Sohn des Hauses auf seine Einladung mit der Hand diesem Beispiel folgte. Die Dienerschaft stand neugierig lauschend umher. „Die Erklärung meines Benehmens,“ begann der Lieutenant R. „und zugleich die Genugthuung, welche Ihr Herr Sohn verlangt, werden leicht zu geben sein. Heute sind es 7 Jahre, als meine Eltern in jenem unglücklichen Kriege die erste französische Einquartirung erhielten. Voll Angst und Schrecken über die ungewohnten Gäste thaten sie alles, um den jungen Lieutenant, der mit seinen Kameraden bei ihnen lag, zufrieden zu stellen, aber was sie auch thaten, — es war vergebens. Sein tägliches Benehmen war so, daß mein heutiges Ihnen nur davon eine schwache Probe geben kann, denn während ich Ihrem Tafeldecker einige Hiebe ohne absonder lichen Nachdruck gab, hieb er scharf zu, und daß er es gut gemeint hatte, davon können sie sich noch jetzt überzeugen. Komm her, Anton!“ gebot er seinem Burschen, welcher während dieser Rede mit der größten Gelassenheit das Silberzeug weiter eingepackt hatte. Der Füsilier trat in militärischer Haltung heran, und indem der Lieutenant auf dessen bereits erwähnte gewaltige Narbe deutete, sagte

er: „den Hieb erhielt der arme Mensch damals grade aus demselben Grunde, aus welchem ich heute Ihren Tafeldecker fuchtelte: nämlich, weil der wirklich gute Wein mir nicht schmecken sollte. — Wie mein armer Anton, so wurde auch meine greise Mutter von den rohen Menschen thätlich gemißhandelt. Die Wahrheit meiner Worte aber wird Ihr Herr Sohn bestätigen, denn er war jener junge Lieutenant, und somit glaube ich jetzt die verlangte Genugthuung auf genügende Weise gegeben zu haben."

Sich wüthend auf die Lippen beißend, verließ der Sohn des Hauses stürmenden Schrittes das Gemach, während seine Mutter und Schwester, in ihrer Seele tief beschämt durch die große aber wohlverdiente Demüthigung, die ihm zu Theil geworden war, erröthend vor sich niedersahen.

„Und noch ein Wort der Erklärung zu Ihnen, meine gnädige Frau," fuhr der Lieutenant von R. nach einer Pause fort: „Daß ich das Silberzeug einpacken lasse, werden Sie ganz in der Ordnung finden, denn es trägt, wie Sie sich hier durch meinen Siegelring überzeugen werden, mein Familienwappen, und da Ihr Herr Sohn es sich auf ähnliche Weise aus unserem Hause mit fortnahm, halte ich mich mehr als hinlänglich befugt, sein Beispiel ohne weitere Rechtfertigung nachzuahmen. — Zugleich zeige ich Ihnen an, daß ich mir eine andere Wohnung geben ließ, denn nach dem, was heute vorgefallen ist, was ich mir aber schuldig zu sein glaubte, würde unser Verhältniß in Zukunft nur noch ein unangenehmes und gedrücktes sein."

Mit diesen Worten empfahl sich der Lieutenant von R., im Innern erfreut über die gerechte Revanche, die er genommen.

Es kommt an den Tag.

Meister Veit, der Schuster, ging eben in seinem Sonntagsstaate über die Straße. Er war ein sehr angesehener Bürger der Stadt, und sein Name und Ruf hatten wenigstens einen ebenso guten Klang, wie die vielen blanken Thaler, die er in seinem Kasten zurückgelegt hatte.

Meister Veit hatte sehr viele gute Eigenschaften. Er war fleißig, redlich, wohlthätig, aber er hatte einen Fehler, der sich oft wie ein Schloß an sein Herz hängte und seine Tugenden nicht herausließ, er war noch sehr von Vorurtheilen befangen und unter diese gehörte auch das Zunftwesen, was ihn völlig beherrschte.

Veit war ein Feind aller unzünftigen Meister und Gesellen, welche je bei einem solchen gearbeitet hatten, fanden nie bei ihm ein Unterkommen.

Veit hatte eine sehr große Werkstatt, worin in der Regel an 20 Gesellen und mehrere Lehrlinge thätig waren. Er selbst arbeitete unverdrossen mit. Er nahm Maas, schnitt zu, theilte ein und griff wohl selbst mit an, wenn es galt, einem Lehrburschen zu zeigen, wie er die Arbeit fein und sauber verrichten sollte.

In der Werkstatt mußte es still zugehen, viel Reden konnte der Meister nicht vertragen. Er selbst sprach nur, was eben nothwendig war und ein geschwätziger Arbeiter konnte sicher sein, bald von ihm entlassen zu werden, wenn er auch sonst noch so fleißig war. Kam daher die Feierstunde heran, dann war es allen, als würden ihre Schlösser vom Munde genommen, und mit einem jubelnden „Juchhe" sprangen sie von ihren Schemmeln auf.

Das Gewirr, das aber dann entstand, ging ebenso rasch in eine ehrfurchtsvolle Stille über, wenn Therese, des Meisters einziges Kind, mit dem Dienstmädchen in die Werkstatt trat, um selbst die Säuberung des Zimmers zu beaufsichtigen, und Leder und Handwerkzeug, nach den Aufträgen des Vaters, bei Seite zu bringen.

So wie nämlich die Feierstunde schlug, warf Meister Veit sein Schurzfell ab, säuberte Hände und Gesicht, zog den Rock von feinem Tuche an, das seit 10 Jahren seinen gediegenen Werth bewahrt hatte, setzte die grünsammtne Mütze auf, nahm den Stock und wanderte dem Bierhause zu, in welchem die zünftigen Meister allabendlich zusammen kamen, einen unzünftigen aber die unangenehmsten Auftritte erwartet hätten, wenn er sich je einmal dorthin hätte verirren wollen.

War der Vater weg, so begann Theresens Regiment im Hause. Unsere zimperlichen Fräulein werden vielleicht den Anstand verletzt finden, daß sie sich, so mir nichts dir nichts, in ein Zimmer begab, das noch voll Handwerksburschen war. Aber des Meisters Tochter ist inmitten der Gesellen, zumal wenn sie von diesen so allgemein geehrt wird wie die tugendsame Therese, zehn Mal sicherer auch gegen den leisesten Laut, gegen das kleinste Wörtchen, das sie nur unzart berühren konnte, als eine

Dame des vornehmen Standes, die mit feingebildet sein wollenden Geschäftsreisenden im Eilpostwagen fährt.

„Einen schönen, guten Abend, Jungfer Therese,“ begrüßte man sie im bescheidensten Tone von allen Seiten. Mild und höflich dankte das holde Mädchen und ging dann an ihr Werk, während sich die Gesellen allmählich aus dem Zimmer verloren. Doch nicht ohne daß ein Jeder noch hin und wieder auf sie zurückblickte beim Hinausgehen, um vielleicht noch einmal den lieblichsten blauen Augen, die je ordnend in einer Werkstatt umhergeblickt, zu begegnen.

Doch dieses Glückes konnte sich nur selten einer erfreun. Therese war eben so schüchtern und züchtig, wie lieblich und thätig.

In der letzten Zeit kam es jedoch öfter vor, daß die Augen des lieben Kindes von den Gegenständen ihrer Beaufsichtigung wegblickten und sich der Thür zuwandten, aus der die Gesellen herausgingen. Und ganz eigen machte es sich, daß dann gewöhnlich Martin, der Grünberger, der letzte sein mußte, der hinausging, und daß, wenn er sich auf der Schwelle nochmals umkehrte, sich der Moment traf, in welchem Therese dorthin sah.

Der Grünberger war ein kleiner, untersetzter Bursche, von höchstens zwei und zwanzig Jahren, dessen blondes Haar und zarte Gesichtsfarbe, so wie der milde Ausdruck des Gesichtes, nicht wenig gegen die derben, schwarzen ausgearbeiteten Hände abstachen. Martin arbeitete erst seit zwei Monaten bei Meister Veit, doch hatte er sich diesem durch Fleiß und Sittlichkeit, durch die Nüchternheit, die er selbst am blauen Montag nicht blau ablaufen ließ, und durch die ganz vorzüglich schöne Arbeit, die er lieferte, vor allen seinen Kameraden auf's vortheilhafteste bemerklich gemacht.

Wie aber das Sprichwort: „Schuster bleib bei deinem Leisten,“ selbst auf die höchsten Stände Anwendung findet, wo ebenso jeder aus seiner Sphäre hinauskriechen will und es versäumt, das Rad umzutreiben, in dessen Mitte er gestellt ist, und das zu der großen Maschine Weltlauf gehört, so sind auch die vornehmen Laster des Neides und der Mißgunst den Hankwerksstuben nicht fremd, und ein Absatz, den einer zierlicher und lieblicher angesetzt, ein Schuh, den einer feiner und kleiner gearbeitet, als es seinen Kameraden gelingen wollte, kann ebenso Mißmuth und Anfeindung erregen, wie ein Absatz, den sich ein Hofmann abgelaufen, um sich in die Gunst des Fürsten zu setzen, und dann auf einem größeren Fuß leben zu können. Da war denn auch Martin der Dorn im Auge der übrigen Gesellen, um so mehr, da er in ihre Saufgelage, in ihre oft wilde Sonntagsfeier nicht einstimmte, sondern ein zurückgezogenes Leben führte. Daß er besser arbeitete, hätten sie ihm eher vergeben, aber daß er besser war, erschien als ein unverzeihlicher Fehler in ihren Augen. Sie verschonten ihn daher nicht mit allerlei kleinen Neckereien, so zuvorkommend auch er selbst gegen Jedermann war.

Vor allen war es Thomas, der Breslauer, der einen ganz besondern Haß auf Martin geworfen, und nichts wichtigeres zu thun hatte, als ihn diesen bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen. Thomas war ein roher Bursche, körperlich stark und geistig schwach, sein Herz war ein Amalgam aller menschlichen Schwächen. Ohne Kraft gut zu sein konnte er doch mehr gelten als die Besten. Er hatte ein gewisses Geschick zur Arbeit, daß ihm diese gelang, wenn er nur rüstig daran ging und das war nur selten der Fall. Dagegen fehlte er nie bei einem Trinkgelage und bei einer Schlägerei.

Von diesem Thomas hatte Martin sehr viel zu leiden. Thomas hetzte die besseren Gesellen auch noch gegen ihn, indem er ihn als einen Schleicher darstellte, der sich nur in die Gunst des Meisters einnisten wollte, um Herr über sie alle zu werden. Er nannte ihn einen heimlichen Sünder, einen Scheinheiligen, der die tollsten Streiche nur bei Nacht und Nebel verübte, um sie den Augen der Menschen zu entziehen. Wo die Verläumdungen keinen Anklang fanden, da galt doch Thomas durch seine Körperstärke und das große Wort, das er stets zu führen verstand, so viel, daß die Andern in sein Lied mit einstimmen und tanzen mußten, wie er pfiff.

Hatte aber Thomas gleich anfangs einen Groll, auf Martin geworfen, so stieg dieser noch, da er bemerkte, wie Martin mit besonderem, wenn auch zurückhaltendem Wohlgefallen auf Therese blickte, und diese seine Aufmerksamkeit auch nicht unfreundlich aufzunehmen schien.

Thomas gehörte zu den Menschen, die es ebenso unter allen Ständen, wie insbesondere unter den Schustergesellen giebt, die sich für überaus liebenswürdig und unwiderstehlich halten. Wie

aber oft, wenn ein Mädchen einem Mann ärgerlich zuruft: „Sie sind unausstehlich!" dies als ein Versprechen für unwiderstehlich zu nehmen ist, so sind auch fast immer die unwiderstehlich sich Nennenden die Unausstehlichen.

Auch Thomas hatte nicht nur ein Auge, sondern alle beide Augen auf Therese geworfen. Sie war ihm um so reizender erschienen, da ihre Sprödigkeit selbst auf sein rohes Gemüth zurückschreckend wirkte, und er sich über sich selbst ärgerte, daß er nicht mit eben derselben Dreistigkeit auf ihre Eroberung auszugehen vermochte, die ihm bei andern Mädchen und Frauen so sehr geläufig war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Auf der Eisenbahn zwischen Paris und Corbeil wollte ein junger Mann zwischen den Schienen eine Kohle aufnehmen, um damit seine Pfeife anzuzünden; da hörte er die Pfeife der Locomotive, und wich auf das zweite Geleise aus. Aber in demselben Augenblicke näherte sich auch von der andern Seite ein Zug, und es war dem Unglücklichen unmöglich, diesem ebenfalls auszuweichen, da er sich in einem hohen Durchstich befand. Seine einzige Hoffnung war daher, auf dem schmalen Raume zwischen beiden Bahnen unverletzt stehen zu bleiben, aber der erste Zug riß ihm beide Beine weg, und der zweite ging ihm, als er stürzte, über den Kopf, so daß das Hirn weit herumspritzte.

*Die Spitzbuben-Industrie in Paris fängt jetzt sogar an, sich klassischer Mittel zu ihren Erfolgen zu bedienen. So deklamirte neulich, um eine Masse Menschen auf einem Platze zu fesseln, ein großer junger Mensch in den elisäischen Feldern die Rolle des Oedip, die Lizier im Théatre français giebt. Man fragte sich zuerst, ob der Mensch verrückt sei. O nein, lautete die Antwort, er will sich nur an das Publikum gewöhnen, weil er im Theater auftreten will! Unterdessen fingen die Freunde des Redners auch an, sich an das Publikum zu gewöhnen, und mit großer Geläufigkeit Taschenentleerungsexperimente zu machen, bis die Polizei dahinter kam, in dem Deklamator bei näherer Besichtigung auch einen alten Freund erkannte, und ihn mit möglichster Artigkeit, wegen Störung in seinen literarischen Bestrebungen um Entschuldigung bittend, ohne Erbarmen nach der Wache führte.

*Johann von Canth, berühmter Theologe in Polen, war ein solcher Lügenfeind, daß er einst ein Paar Räuber, welche ihn geplündert hatten, zurückrief und sie um Verzeihung bat, daß er in der Bestürzung geläugnet, noch mehr bei sich zu haben, indem er sich nun erinnere, daß er in seinem Schnappsacke noch etwas Geld bei sich trage, welches er ihnen wirklich zustellte. Die Räuber erstaunten so sehr darüber und wurden so gerührt, daß sie ihm alles Geraubte zurückstellten und fußfällige Abbitte thaten.

*In Manchester hat eine einzige Spinnerei 1,136,000 Spindeln im Gang, d. h. eben so viel, als ganz Süddeutschland zusammen genommen.

Charade.

Drei Sylben.

Das Erste kann, ist's stark, den Schlummer stören,
Doch wiegt's hinein euch auch, umspielt's euch mild.
Nie könnt ihr seh'n dies Erste, nur es hören;
(Auch nennt man so manch Thun, jedoch im Bild.)
Oftmals, wenn's im Sommer drückend,
Kam's mit seinen Brüdern, hold
Mich umtändelnd, mich erquickend
In der Laub' im Abendgold.

Der dümmste Geck kann sich im heut'gen Leben,
Besitzt er nur die Letzten, groß und schwer,
Von nied'rem Stand von Stuf' zu Stuf' erheben;
Doch sieht im Innern spärlich aus, gar leer
Dieses Letzte, dann kömmt selten,
Oft auch gar nicht, er empor,
Blickt umsonst zum hochgestellten
Ziele, das er sich erkor.

Fast überall trifft heute man das Ganze,
Stets kündet's laut sich an auf lust'ger Bahn,
In Kränzchen führt's, bei Thee'n, bei jedem Tanze,
In Kirchen gar, den Gang ohn' Weit'res an —
Kurz! es ist — wie ich's berichte —
Wichtig heut' fast überall;
Doch betrachtet man's beim Lichte,
Ist es stets nur — leerer Hall.

(Die Auflösung folgt in der nächsten Nummer.)

Druck und Verlag von W. Levysohn.